

Wieder gelesen: „Richard Egenter, Kitsch und Christenleben“ (München 1962)

von Konrad Hilpert

Das Buch hat es mir schon früh angetan – seit Anfang meines Studiums; und zwar ausschließlich wegen seines Titels, der unmittelbar anschloss an Diskussionen meines Deutschunterrichts in der Oberstufe. Der Name des Autors sagte mir, dem Studienanfänger, damals noch nichts, geschweige denn, dass ich eine Ahnung oder den Wunsch gehabt hätte, später einmal dessen Lehrstuhl zu übernehmen. Nein, aber dass sich ein Theologe mit dem Thema Kitsch auseinandersetzte, und das offensichtlich sehr gründlich, fand ich faszinierend. Denn auf Kitsch stieß man allenthalben, in der Dekoration der Wohnungen meiner Freunde und Verwandten, in den Radioprogrammen, wo häufig Schlager gesungen wurden, in der Lourdes-Kapelle meiner Pfarrkirche, in den Gebetbüchern meiner Großmutter auf den eingelegten Heiligenbildchen und in einer Dreh-Madonna unter einem Glassturz, die, aufgezogen, „Meerstern, ich dich grüße“ singen konnte und die die Oma von ihrer einzigen Auslandsreise, eben einer Wallfahrt nach Lourdes mitgebracht hatte. Als Kleinkind hatte ich das staunend angeschaut, als Halbwüchsiger habe ich mich dafür geschämt und als Theologiestudent war mir diese Erinnerung peinlich. Aber es war immer auch ein Stachel, nach den Grenzen zwischen Kitsch und Nicht-Kitsch zu suchen; und was soll das sein, das Gegenteil zum Kitschigen? Das Echte, das Künstlerische, das Originelle, worauf man stolz sein konnte, weil es auch anderen Bewunderung abnötigte? Und warum sollte man Bilder, Musik, Frömmigkeitsformen als „Kitsch“ klassifizieren oder gar wegräumen (das Erscheinungsjahr des Buches – 1962 – war ja auch das Jahr des Beginns des Zweiten Vatikanums!), wenn es doch Leute gab, denen all das gefiel?

Ich fühlte schon bald: Das hat nicht nur etwas mit schön oder hässlich zu tun oder mit Kunst bzw. Nicht-Kunst (da konnte man ja sowieso endlos debattieren), sondern auch etwas mit Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Und deshalb zog mich das violette Arena-Taschenbuch von Egenter so an, denn darin war offensichtlich etwas über diesen Zusammenhang zu finden. Dafür reichte schon das Anlesen des Vorworts: „Ist Kitsch Sünde? Wen am Kitsch nur diese Frage bedrängt, der ist ein Mensch mit bedauerlichen Scheuklappen. Wer sich vor dieser Frage drückt, geht den Dingen nicht auf den Grund“ (9). Und dann geht es schon wenige Zeilen später mit starken Thesen zur Sache: „Die Herrschaft des Kitsches war im christlichen Leben der letzten hundert Jahre zeitweise eine fast totale. Sie trägt wohl ein nicht geringes Stück Schuld an dem Abfall der Massen von den Kirchen“ (10). Und da ist dann nicht nur von Geistesträgheit und schlechtem Geschmack die Rede, sondern auch davon, dass „der Teufel Homöopathie auf seine Weise betreibt und das sittlich Minderwertige in scheinbar harmloser Dosierung in manchen

Unternehmungen ‚zu guten Zwecken‘ beimischt“ (10). Deshalb seien vom Kitsch „nicht bloß Fragen des guten Geschmacks, sondern der Mensch, seine sittliche Gesundheit und sein Heil berührt und betroffen“ (10).

Der Haupttext ist trotz dieser starken Thesen am Anfang streckenweise spröde und etwas schulmeisterlich. Deshalb habe ich als Student nur da und dort ein Kapitel gelesen, nie das Buch im Gesamten. Aber es hat mich durch alle Stationen begleitet, wegen des Themas. Es ist mir im Lauf der Zeit sogar wichtiger geworden, als ich merkte, dass es in der theologisch-ethischen Literatur nichts Vergleichbares oder gar Neuere zu diesem Thema gibt, und gleichzeitig in mir die Ahnung aufstieg, es könnte sich bei diesem Problem um ein viel verbreiteteres Denk-, Fühl- und Lebensmuster handeln. Und da las ich das Buch – zum ersten Mal! – ganz, von vorne bis hinten.

Vielleicht war der Eindruck jetzt sogar noch stärker: Das ist nicht mehr unsere Sprache, sondern die der Nachkriegsjahre, niemand spricht mehr von „begnadeter Einfalt“, von „Inbild“, von „Führung mit dem Du“, vom „begnadeten Erleben des Künstlers“, vom „Ergriffenwerden“, von der „Zauberhaft der künstlerischen Formen“, von „sittlichen Aufschwüngen“ und von „Zucht“, vom „Erwecken eines Akts der Liebe“; niemand würde sich mehr getrauen, in paternalistischem Gestus als Überschrift zu formulieren „Bilde, Künstler, predige nicht!“ (35); und sicher würde man auch andere Beispiele wählen als gerade Dürer, Goethe und Mozart. Aber da trifft man im Buch doch auch auf Passagen und Gedankengänge, die alle Länglichkeit mehr als ausgleichen.

Etwa, wenn es um die Charakterisierung von Kitsch geht: Da ist unter anderem die Rede vom „ästhetischem Schund“ auf Seiten des Künstlers (48f.), vom Zuviel an Friedlichkeit und ungehinderter Frömmigkeit (54), von Harmonisierung, Idolisierung, „Entschärfung“, vom „isolierenden und harmonisierenden Phantasiebild, das von allen erschwerenden, misstönigen Mitgegebenheiten absieht, ein eindeutiges, glattes Erleben“ fördert (55), von „Unechtheit schablonenhafter Lieblichkeit“ (55), „reiner Bravheit“ (56), von „paradiesischer“ Welt und Verwandlung in ein Wunschbild (56), von „Versimpelung“, die „leicht eingehen soll“ (59); und weiterhin von „Unechtheit bzw. Heuchelei“ (60), von hohem „Suggestivpotential“ (66), von „Verbilligung des Erlebens“ (68) und von „sinnenhafter Behaglichkeit“ (69). Der bissige Kommentar des Autors: „Das Leben aber tut uns nicht den Gefallen solcher ungemischten Eindrücke“ (59), und: „Alles, was Mühe machen würde, bleibt dem Beschauer oder Hörer erspart“ (61). Egender deutet es als „Trägheit des Geistes und des Herzens“ (68). So wurde nämlich in der Tradition die *akedeia* umschrieben, also jene Haltung, die sich gegen alles Gottnahe sperrt, „gegen die Welten des Geistigen, des wahrhaft Schönen, des Guten und des Heiligen“. „Denn das alles kostet Mühe, verlangt den inneren Aufschwung und das selbstlose Sich-Auftun für das Wirkliche und Gültige“ (143).

Dabei sind die Gedankengänge durchaus differenziert. Egender will gerade nicht dem ästhetisch Elitären das Wort reden, sondern weiß zu unterscheiden zwischen Kitsch und Volkstümlichkeit, und er macht sich auch Gedanken über die soziologischen Gründe des Bedürfnisses nach Einfachheit, Deutlichkeit und Kontrastivität: „Wer einen relativ eintönigen und groben Lebensinhalt besitzt, braucht starke Anstöße“ (93). Historisch betrachtet seien geschäftstüchtige Kitschfabrikanten eingesprungen, als durch die Industrielle

Revolution „das handwerklich Gestaltete durch das Maschinenprodukt abgelöst wurde“ und das Volk „in seinen Ausdrucksformen tragisch verarmt und alleingelassen wurde“ (95).

Und auch dies: „Gefeit gegen den Kitsch ist niemand unter uns. [...] in uns allen gibt es eine gewisse Anlage zu seelischen Pannen, und eine solche ist eben auch das kitschige Erleben“ (115). „Entwicklungsstörungen und Erziehungsmängel können ebenfalls eine gewisse Disposition für den Kitsch schaffen“ (121). Ferner weist er auf den tiefenpsychologischen Zusammenhang zwischen unentfaltetem oder verdrängtem Gefühlsleben und Verkitschung des religiösen Lebens hin (121f.): „Menschen, die im praktischen Leben kühle Rechner sind, erbarmungslos ihre wirtschaftlichen und politische Ziele verfolgen, glauben es sich schuldig zu sein, im Religiösen ausgiebig Gefühle zu erleben“ (122). Es fällt schwer, hier nicht an zeitgenössische Formen des Grabesschmuckes und der individuellen Ausgestaltung von Trauerfeiern zu denken.

Noch in einem anderen Punkt wird man der Analyse von Egenter ein halbes Jahrhundert später geradezu Hellsichtigkeit attestieren müssen, nämlich wenn er betont, dass „der religiöse Kitsch sich da üppig entfaltet, wo die erotische Gefühlswelt nie in ihrer gottgewollten Sinnhaftigkeit erfasst und bewusst in das persönliche Leben eingebaut wurde, [oder gar] vielleicht gerade um des Religiösen willen verdrängt wurde“ (122). Und er wird dann, versteckt in einem langen Zitat, aber mit expliziter Zustimmung, noch deutlicher; es ist nämlich darin die Rede von dem „gemalten, gemeißelten oder aus Gips gefertigten Greuel, den man ‚Jungfrau Maria‘ nennt oder ‚Immaculata‘ oder ‚Die Jungfrau von Lourdes‘ usw.“ (122). Es sei nicht zufällig, „dass hier Maria fast immer als süßes Mädchen erscheint, genauer gesagt als ein seltsames Mischwesen aus einem Luxusweibchen und einer Göttin, denn sie manifestiert in dieser Form keineswegs Maria, die Gottesmutter, sondern viel mehr [...] den primitiv gebliebenen weiblichen Seelenteil des Mannes, seine undifferenzierte Anima. Wenn wir diese Puppen aus Marzipan und Schminke, mit den kuhwarmen Blicken aufwärts, die ‚seelenvoll‘ sein sollen, nüchtern betrachten, dieses manierierte Getue, diese gespreizte Geziertheit, in der sich nicht selten das Laszive verbirgt, dann erkennen wir darin ziemlich genau die intime Vorstellung vieler Männer vom Weiblichen. Und es sind ja meist Männer, die diesen Kitsch herstellen und kaufen, als ‚Künstler‘ und Pfarrherren oder Kirchenvorstände (und es ist in diesem Zusammenhang bezeichnend, dass es nicht selten modernen Marienkitsch gibt, der aufs Haar und bis auf den vollbemalten Kussmund gewissen Filmstars gleicht) [...]“ (122f.). Wie gesagt, es handelt sich bei diesen starken Worten um ein Zitat. Aber sie rücken einen Zusammenhang in den Blickpunkt, der psychodynamisch alles andere als harmlos ist und vielleicht sogar eine Teilantwort darstellt auf die Frage nach den tieferen Ursachen der seit 2010 bekannt gewordenen Missbrauchsfälle in der Kirche.

Mit seiner „Studie“ über den Kitsch (diesen Anspruch erhebt der Autor explizit) wollte Egenter einen Beitrag zum Kampf gegen den Kitsch im Christenleben und im Raum der Kirche leisten. Er hielt diesen Kampf für wichtig und lohnend, solange das kollektivistische Menschenbild noch nicht völlig triumphiere, und er sah das zentrale Ziel dieses Kampfes darin, dass „immer wieder die metaphysische Tiefe des menschlichen Daseins aufgerissen und bewusst gemacht wird. Der Kampf gegen den Kitsch hilft die unpersön-

liche Oberflächlichkeit des Lebens überwinden; er ist darum immer auch Kampf gegen die kollektivistische Verödung unseres Daseins“ (125). Das lässt auch erahnen, welche große Aufgabe sich das Zweite Vatikanische Konzil auf die Tagesordnung gesetzt hatte: Nicht nur ein verändertes, nämlich wertschätzendes Verhältnis zur sogenannten Welt, sondern auch die Reinigung der eigenen Frömmigkeit hin zu mehr Echtheit (vgl. 210–213) oder – mit einem neueren Begriff – mehr Authentizität. In Angriff genommen wurde diese Aufgabe gesamtkirchlich sicher am stärksten bei der Liturgie, regionalkirchlich wahrscheinlich beim Liedgut und bei der religiösen Gebrauchskunst. Die Aufgabe der „Schutträumung“ (201) reicht allerdings viel weiter, und sie umfasst alle Bereiche kirchlichen Lebens, bis in die Lehre hinein.

Dieser Impetus der Selbstreinigung unter dem Anspruch größerer Authentizität gerät völlig außer Blick, wenn heute Kirchenleute, darunter auch Bischöfe, mit dem Zweiten Vatikanum in ihrer Erinnerung vor allem das Erlebnis von Bilderstürmerei verbinden. Viel problematischer ist allerdings, wenn die Rückkehr zu früheren Formen des Betens, Singens, der Andacht, des Gottesdienstfeierns, des Heiligenkults, der Kleidung, der liturgischen Inszenierung und des klerikalen Selbstverständnisses als rettende Alternative gepriesen wird. Das Anliegen Egenters, an mehr Echtheit für Frömmigkeit, Lebensführung und kirchliche Ausdrucksformen zu arbeiten, hat sich keineswegs erledigt. In den Wallfahrtsorten wird weiterhin *en masse* industrialisierter Devotionalien-Kitsch angeboten. Und man kann immer wieder entdecken, wie bestimmte Frömmigkeitsformen hilflos im Sinne des technischen Fortschritts modernisiert werden, wie der Kerzenständer vor dem Bild der Madonna in einer Pfarrkirche am Gardasee, auf dem die echten Wachskerzen durch elektrische ersetzt worden sind, die bei Einwurf einer 1-Euro-Münze für eine Stunde erglühen. Und es gibt hochgeschätzte katholische Schriftsteller, die vor auserwähltem Publikum das Lob der Lourdes-Madonna als der „Ikone des Westens“ singen (so Martin Mosebach in einem auch in der Süddeutschen Zeitung in voller Länge abgedruckten Beitrag zum Aschermittwoch der Künstler 2012).